

Valerie-Katharina Meyer

3. Platz – Prosa Erwachsene

Meerwärts

Die letzte Gasse auf der Insel zieht sich bis zum Meer. Weiter hinten gibt es nur den steilen Aufstieg zum Kloster und dahinter beginnen die unbewohnten Klippen. Weiter oben stapeln sich die Felder in Terrassen. Die alten Frauen in der Gasse kennen noch deren Namen und fragen nach ihnen, wie sie nach den Leuten fragen, die selten ins Dorf herabsteigen: Warst du im letzten Jahr beim Molivi? Die Jüngeren der Insel wissen nicht, wohin diese Namen gehören, zu welchem Feld, zu welchem Ort. Alle Grasflächen dort oben sind für sie gleich. Gelb und weit. Die alten Frauen haben noch Bilder für diese Orte, das Bewässern der Kichererbsenfelder und Weintraubenstöcke. Gebete in unterirdischen Kapellen, heimliche Treffen hinter den Pfefferbäumen. Über die Verstecke bei den Bäumen wird in der Gasse nicht gesprochen. Erzählt werden alltägliche Neuigkeiten, die wie das Wort des Priesters immer gleich wichtig sind. Ja, hier in der hintersten Gasse am Meer ist kein Tag wie der andere. Immer geschieht etwas, das die Frauen in Aufregung versetzt. Und jede muss aufpassen, dass sie nicht die letzte ist, die davon erfährt. Die neusten Gerüchte werden an den Türschwellen weitergegeben, zusammen mit geschnittenem Löwenzahn oder Kapernblätter, in blauen Plastiksäcken aus dem Mini-Supermarkt. Das Flüstern der Frauen ist heiser und laut genug, dass wir es bis zur nächsten Biegung der Gasse hören. Die Tochter der Nachbarin kam in der Nacht nicht nach Hause, der Sohn des Fischers fuhr nicht aufs Meer. Der Sohn wird seine Gründe gehabt haben. Am Abend danach spaziert die Tochter in ihrem ungeheuer kurzen Kleid an den Frauen vorbei, den Atem behält sie fest in ihrem Brustkorb, die Winkel der roten Lippen hinter dem langen Haar versteckt. Die Frauen grüssen die Tochter nicht, wenden sich wortlos die Köpfe zu und betrachten mit zugekniffenem Mund die Farben der Türen. Seien wir froh, dass hier auch die Geheimnisse Gerüchte bleiben. Nach unten heisst hier meerwärts, nach oben vulkanwärts, links und rechts spielen keine Rolle, denn dort stehen die Stühle. Zwischen den Stühlen und auf den Stufen duften Basilikumpflanzen in alten Ölkannistern nach Zuversicht. Die aufgedunsenen Hände der Frauen streicheln manchmal darüber und wischen sich dann den Duft mit schweren Armbewegungen auf das Gesicht.

Sooft wir sie auch abgehen, die hinterste Gasse der Insel bleibt immer eine schiefe Ebene, an der sich die Treppen festhalten. Die Stühle vor den Türen richten sich danach und bilden absinkende Reihen. Sobald die Schatten der Häuser über den Pflastersteinen liegen, setzen sich die Frauen gegenüber, ziehen die schwarzen Röcke über die Knie und erzählen sich ihre Beschwerden über die Gasse hinweg. Diese geschrägte Lage ist ihr kostbarster Besitz. Sie bleiben dort bis spät in die Nacht. Sie sitzen und beobachten, wer wann nach Hause geht, sie sitzen und warten auf die

Nachtluft in den Zimmern. Manchmal fährt ein Enkel auf einem Motorrad vor, bringt der einen oder der anderen eine Melone vom Feld. Nähern sich Schritte, werden die Stimmen leiser, die furchigen Gesichter drehen sich hin und her. Als hätten sie deren Kommen erahnt. Gehe ich an den Frauen vorüber, bleibe ich stehen und grüsse sie. Die Frauen wollen alles wissen, das von woher und wohin, wer alles zuhause sei, ob es Wind gebe oben in den Feldern, die Wellenhöhe des Meeres, die Anzahl Touristen. Und kaum gehe ich weiter, höre ich das Gerede über mich: wo nur die Mutter geblieben sei, bei welcher Familie man das Trinkwasser für das Haus bestelle. Die Frauen der hintersten Gasse erfahren alles und erzählen die Dinge so weiter, dass noch mehr daraus wird. Aus einem gefundenen Knopf werden zwei Ohrringe, aus einem Abendessen eine durchgetanzte Nacht, aus einer zufälligen Bekanntschaft ein Boyfriend. So nennen sie beinahe alle Bekanntschaften und pinseln dazu mit den Fingerspitzen Kreuze auf die Stirn und über die Brust. Die Augen leuchten vor Empörung.

Für die alten Frauen ist die Insel gross. Die wenigen Wege zeichnen sie mit dem Finger als randlose Landkarten in die Luft. Der letzte Besuch des anderen Dorfes in den Bergen liegt für einige von ihnen so weit zurück, dass sie dabei von der Zeit vor ihrer Hochzeit sprechen, als sie noch Mädchen waren, aber schon spürten, dass sie nicht mehr lange klein sein würden. Die Zeiten sind hier wie die Distanzen gross und gerade deswegen austauschbar. Für andere der Frauen kann der Weg zum anderen Dorf nur alle paar Jahre für eine Hochzeit oder eine Taufe wiederholt werden. So Gott will, seufzen sie und denken an den kurvigen Weg, so Gott will, seufzen wir dann mit. Alles, was ausserhalb der Gasse liegt, ist weit. Und am weitesten ist das Meer. Die Frauen winken ab, wenn man vom Festland spricht, so wie sie abwinken, wenn man sie nach ihren verstorbenen Männern fragt. Aber sie sprechen gerne über das Sterben. Einmal hat mir eine der Frauen eine kleine Katze gegeben: «Nimm sie mit und trag sie weit in die Felder. Damit sie dort stirbt.» Und wenn sie in ihren verstopften Venen unter der Sommerhitze ihr eigenes Ende nahe glauben, schweigen sie andächtig. Aus den Fenstern ertönen die Psalmen des kirchlichen Fernsehsenders, und sie sagen einander: «Schau dir das Meer gut an, bevor du stirbst.» Der Weg zum Meer ist für die geschwollenen Füsse weit. Manchmal gehen die Frauen in kleinen Gruppen, gestützt von ihren Töchtern, am Ende der Gasse ins Wasser. Dort ist ein Seil gespannt, festgemacht an einem Stein, der weiter aussen aus dem Wasser ragt. Mit ihren schwarzen Kleidern und den von den Töchtern geborgten Hüten steigen die Frauen dann ins Meer und kühlen, am Seil entlang aufgereiht, den Schmerz. Die Hüte wehen im Küstenwind.

Nur für die Kirche und den Friedhof verlassen die Frauen die Gasse und ganz selten für die Klosterfeste oder wenn das Schiff mit dem Arzt auf die Insel kommt. Dann fahren die Frauen seitwärts auf den Mofas und umklammern die Hüfte ihrer Enkel. Die Enkelinnen sind fast alle fortgezogen. Für das Studium auf das Festland oder mit der Heirat auf andere Inseln. Und dort bleiben sie und kommen nur in den Sommermonaten zurück. Dann helfen sie im Café der Eltern, hüten die Kinder der Brüder, sitzen am Abend neben den Plastikstühlen auf den Stufen und vermeiden, alles aus ihrem Leben in

der Ferne zu verraten. Hier in der Gasse lernt man das Schweigen trotz andauernden Redens. Während die Enkelinnen die Grossmütter über ihr Leben sprechen hören, sehnen sie sich nach dem Treiben am Hafen und nach besserem Empfang für ihre Telefone. Bisweilen holt sie das Gezänk aus ihren Gedanken zwischen die Basilikumsträucher zurück. «Wenn du das noch einmal über meine Enkelin sagst, dann rupfe ich dir jedes Schamhaar einzeln aus.» Die alten Stimmen verlieren sich vor Aufregung ineinander, die jungen Frauen denken an die Zeit auf dem Schiff. Die Grossmütter sprechen weiterhin und unbeirrt in der dritten Person über sie.

Und dann zu Sommerende weinen die Frauen mit jeder Fähre, die ablegt, um die abgereisten Kinder. Wer hilft diesen Frauen, frage ich. Man muss ihnen nicht helfen, wird mir gesagt. Sie sitzen meerwärts und spüren die Insel.